Heft 2

Wie Marga eine neue Fassade bekam

MARGA AN EINEN TISCH

Lasst uns unsere Geschichten erzählen

»Der Schlüssel der Geschichte«

„Der Schlüssel der Geschichte ist nicht in der Geschichte, er ist im Menschen“, besagt ein Sprichwort des französischen Philosophen Théodore Simon Jouffroy, der im späten 18. bis frühen 19. Jahrhundert lebte. In seinen Worten steckt noch heute viel Wahres: So sind es doch oftmals erst die Erzähler, die eine Geschichte durch ihr Vortragen zum Leben erwecken, sie mit Emotionen versehen und sie so zu kostbaren Zeugnissen der Zeitgeschichte machen.

Geschichten und Erzählungen begleiten uns ein Leben lang: Bereits als Kinder lauschen wir gespannt den Worten unserer Eltern und Großeltern. Und auch später, als Erwachsene, wirken deren Geschichten auf uns wie wertvolle Schätze.

Projekte wie »Die Lausitz an einen Tisch« liefern einen wichtigen Beitrag, indem sie Menschen dazu ermutigen, innezuhalten und ihre Geschichte zu erzählen.

Dadurch erhalten auch zukünftige Generationen einen spannenden Einblick in das Leben von einst. Die Bedeutung des Projektes wird nicht zuletzt wertgeschätzt durch das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie, welches die Umsetzung durch seine finanzielle Förderung ermöglicht.

Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre der Broschüre!

Siegurd Heinze,
Landrat Landkreis Oberspreewald-Lausitz

Erzählsalon im Birkchen e.V.: »Was ich mit meinem Verein erlebte«

Marga an einen Tisch

Die zweite Broschüre von »Marga an einen Tisch« erzählt Gegenwart. Aber wann beginnt Gegenwart? In Marga gab es zwei Zäsuren: Mit dem Ende der DDR und der Abwicklung des BKK Senftenberg brach die Förderung der Vereine weg; mit der Sanierung bekam die Gartenstadt Marga »eine neue Fassade«. Die alten, gewachsenen Sozialstrukturen zerfielen. Damit die Menschen im Ort weiter gut zusammenleben konnten, mussten neue Wege gesucht werden.

Davon erzählten die Alt-Margaschen in Erzählsalons. Sie saßen gemeinsam an einem Tisch und hörten einander zu. Keiner fiel dem anderen ins Wort, jeder ließ die Erinnerung des anderen gelten. Jeder Mensch hat seine eigene Wahrnehmung, die für ihn wahrhaftig ist. Es gibt keine objektive Wahrheit.

Wir danken allen Teilnehmern für ihren Mut, frei zu erzählen und für ihr Vertrauen in uns, das Projektteam. Wir danken besonders Peter Gallasch, Margaritta und Lothar Knobloch sowie Dörte Matthies für die Unterstützung. Das »Birkchen« ist uns inzwischen fast eine Heimat in Marga geworden.

Wir nahmen die im Erzählsalon erzählten Geschichten auf Tonband auf, bearbeiteten und verdichteten sie und ließen sie von den Erzählern autorisieren. Die Margaschen erzählten wunderbare Geschichten, geprägt vom Gemeinschaftssinn, der sich ins Verborgene zurückgezogen hat. Vielleicht küssten ihn die Erzählsalons wach.

Die von den Autoren von Rohnstock Biografien aufgeschriebenen Geschichten bilden die Strukturen des mündlichen Erzählens nach. Anders als in Ortschroniken, die akribisch Daten und Fakten sammeln, wird hier Dorfgeschichte literarisch und kurzweilig erzählt. Es geht um die kleinen Geschichten, in denen die große Geschichte steckt.

Uns als Projektinitiatoren war es wichtig, dass Menschen erzählen, die sonst nicht in der Zeitung stehen. Dass die gehört werden, die sonst keiner hört. Dafür steht das Projekt »Die Lausitz an einen Tisch«, das von Iris Gleicke, der Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer, unterstützt wird. Wer seine Geschichte erzählt, der entdeckt, was er kann. Und Menschen, die ihre Stärken kennen, bekommen Lust zu handeln und gewinnen Vertrauen, ihr Umfeld lebenswert zu gestalten. Die Margaschen haben sich auf den Weg gemacht. Wir wünschen viel Freude und Inspiration.

Katrin Rohnstock
Projektleiterin »Die Lausitz an einen Tisch« und Inhaberin von Rohnstock Biografien, Berlin

Die aufgeschriebenen Geschichten

Peter Gallasch »Das schwarze Kreuz – Eine Sanierungsgeschichte« 3

Die Zwillinge Christina und Ilona Nicklisch
»Vom Polstern und der Politik« 6

»Vereinsleben in Marga – Unser Sprung von der Schippe« 10

Erzählsalon in der Kirche Marga: »Mein Vereinsleben in Marga«

Peter Gallasch

»Das schwarze Kreuz – Eine Sanierungsgeschichte«

Als ich 1975 zum ersten Mal mit meiner 350er Jawa aus Vetschau kommend nach Brieske-Ost rein donnerte, hätte ich am liebsten auf der Stelle kehrt gemacht. Die über dem Ort liegende Staubwolke der nahegelegenen Feuergasanlage nahm mir die Sicht. Graue, morbide Tristess, wohin ich schaute. Hätte mir einer gesagt, dass ich hier alt werde, ich hätte ihn für verrückt erklärt.

Rückzug kam nicht in Frage – ich war auf Antrittsbesuch bei der Mutter meiner zukünftigen Ehefrau Monika.

Ein Jahr später starb meine Schwiegermutter bei einem Arbeitsunfall. Monika und ich waren jung verheiratet und wohnten in einer Lübbenauer Neubauwohnung. Über Nacht bekamen wir eine vierzehnjährige »Tochter« – Monikas kleine Schwester. Für uns stand fest: »Wir kümmern uns um sie.« Um sie nicht zu entwurzeln, zogen wir zu ihr nach Brieske.

Ich quittierte meinen Arbeitsplatz im Kraftwerk Lübbenau und begann als Schichtelektriker im Kraftwerk Brieske. Jeden Tag ging ich zu meiner Werkstatt und dachte: »Mensch, soll das alles gewesen sein?« Ich fühlte mich in meiner Tätigkeit als Schichtelektriker unterfordert und beschloss: »Ich will studieren.«

Durch meine Weigerung, mich mit der Partei gut zu stellen, bekam ich jedoch keine Delegierung zum Fernstudium. Ich musste mich neu orientieren. Als wir 1984 unsere Tochter Eileen in Brieske einschulten, begann ich, mich im Elternaktiv zu engagieren. Ich kümmerte mich um die »Problemfälle« der neunten und zehnten Klassen. Diese Arbeit bereitete mir großen Spaß.

Im Zuge der deutschen Einheit standen auch in Brieske die Bürgermeisterwahlen an. Herr Tassler, Schulhausmeister und Ortsvorsitzender der CDU, wandte sich an mich: »Würdest du für die CDU kandidieren? Wir haben keinen, der es machen will.«

Anfangs hatte ich keine Ambitionen. Als allerdings bekannt wurde, dass sich nur der alte SED-Bürgermeister zur Wahl stellte, dachte ich: »An uns geht die Wende vorbei, wenn der wieder an die Macht kommt!« Ich ließ mich von der CDU als parteiloser Bürgermeisterkandidat aufstellen.

Bei der Wahl zog ich so viele Stimmen auf mich, dass die CDU alleine hätte regieren können. Allerdings standen auf ihrer Liste zu wenige Kandidaten. Vier ihrer zehn Mandate gingen an die SED.

Am Tag nach der Wahl legte mir mein Vorgänger das Amtssiegel und den Panzerschrankschlüssel auf den Tisch: »Mach mal! Ich fahre zur Kur.« Nun stand ich da. Von nichts eine Ahnung, aber mit großem Willen, alles richtig zu machen. Viele Entscheidungen trafen wir aus dem Bauch heraus. Ich ziehe noch heute den Hut vor den Mitarbei-

terinnen in der Verwaltung: Sie erledigten ihren Job. Das war meine Rettung! Ungeahnte Möglichkeiten taten sich auf. Es galt jedoch auch Schranken zu überwinden. Nach und nach fand ich mich zurecht und lernte das Vokabular der Bürokratie kennen.

Ein guter Bürgermeister soll Initiative zeigen. So wollte ich den jahrelang gehegten Wunsch der Briesker nach einem Radweg – beidseitig an der B169 entlang – erfüllen. Ich wusste die Kilometerzahl, erfragte bei einer Baufirma den Quadratmeterpreis für Straßenpflaster und stellte beim Ministerium einen Fördermittelantrag. Der wurde bewilligt und so standen für den Bau unseres Radweges rund 1,5 Millionen D-Mark zur Verfügung.

Allerdings durften wir nicht bauen. Das Brandenburgische Straßenbauamt in Cottbus monierte: »Wir sind Straßenbaulastträger und somit für den Bau von Radwegen an Bundesstraßen zuständig! Gehwege hingegen kann die Gemeinde anlegen.«

Nach reiflicher Überlegung folgte die Gemeindevertretung meinem Vorschlag, einen zweifarbigen Gehweg mit abgesenkten Bordsteinkanten für Rollstuhlfahrer zu bauen. Vom Straßenbauamt kamen keine Einwände: »Ihr könnt ihn so bunt machen, wie ihr wollt.« Brieske bekam also einen zweifarbigen Gehweg – dessen eine Hälfte heute vor allem von Radfahrern genutzt wird.

Doch der Weg dahin war im wahrsten Sinne des Wortes steinig.

Anfang September 1991 herrschte bei unserem Bauvorhaben Stillstand. Der Druck von »oben« nahm zu. Ein Großteil der Fördermittel sollte bis Jahresende verbaut sein.

Wir schrieben die Leistung aus und erteilten dem günstigsten von fünf Bewerbern den Auftrag über 700 000 D-Mark.

Fortlaufend mussten Entscheidungen getroffen werden. Ad hoc. Der Bauleiter des Straßenbaubetriebes wandte sich an mich: »Herr Gallasch, welche Hochborten sollen wir nehmen? Die aus Granit halten ewig, sind aber teuer. Die aus Beton sind günstiger, müssen aber eines Tages ersetzt werden.«

Für mich stand fest: Wir nehmen Granit! Geld hatten wir schließlich genug.

Auch die alte Straßenbeleuchtung musste erneuert werden. Unser Glück zu dem Zeitpunkt: Der Leuchtenhersteller »Philips« suchte für die neuen Bundesländer ein Referenzobjekt an einer Bundesstraße. Das passte. »Philips« übernahm die Projektierung und ich sorgte für die Ausführung. Obendrein bekamen wir noch zwanzig Prozent Rabatt.

Dann flatterte uns die Rechnung ins Haus: 400 000 D-Mark!

Ich befürchtete Ärger.

Kurzerhand fuhr ich ins Städtebauministerium nach Potsdam – von dort kam schließlich das Fördergeld. Die gesamte Angelegenheit dauerte zwei Minuten. »Herr Gallasch, eine Rechnung von 400 000 D-Mark? Bitte, hier haben Sie einen Verrechnungsscheck.«

Die freuten sich sicherlich, dass zum Jahresende einer kam, der überschüssige Fördermittel sinnvoll einzusetzen wusste.

Alle waren glücklich und zufrieden. Bis die Telekom nur ein halbes Jahr später einen Teil unseres schönen, zweifarbigen Gehweges wieder aufreißen musste. Aufgrund von Materialengpässen hatte sie unserem Baufortschritt nicht folgen können. So wurde das Teilstück ein zweites Mal gepflastert, auf Kosten der Telekom.

Nach mehr als zwei Jahren als Bürgermeister wurde ich im September 1992 zum Amtsdirektor des neu gebildeten Amtes »Am Senftenberger See« gewählt. Meine Verwaltung und ich setzten fortan die Beschlüsse der Gemein-

devertretungen aus den Orten Brieske, Hosena, Großkoschen, Peickwitz und Niemtsch um.
Jede der amtsangehörigen Gemeinden hatte berechtigte Wünsche, die erfüllt werden wollten.
Die Gartenstadt Marga war das größte Sorgenkind. Sie verfiel zusehends, der Wohnungsleerstand betrug über siebzig Prozent. Als Betriebseigentum ging sie mit der deutschen Einheit in die Verwaltung der Treuhandanstalt, später der Treuhand Liegenschaftsgesellschaft mbH (TLG), über.
Die TLG veräußerte die Immobilien. Sie sanierte nicht, sondern suchte Käufer. Der Preis für ganz Marga lag bei 28 Millionen D-Mark. Sie fanden niemanden. Ein Investor hätte mehr als einhundert Millionen D-Mark für die Sanierung in die Hand nehmen müssen.
1997 kamen Spekulanten, die Interesse an unserer Gartenstadt bekundeten. Der Gemeindevertretung und mir war klar: »Wenn Marga an die verkauft wird, ändert sich nichts.«
»Es muss etwas passieren!«, beschlossen wir. Unser Ziel bestand darin, dass die TLG die Sanierung selbst in die Hand nahm.
Ich machte den Vorschlag, ein sechs Meter hohes schwarzes Kreuz mitten auf dem Marktplatz aufzustellen. Mahnend sollte darauf in weißer Farbe das Wort »Marga« stehen. Die Gemeindevertretung stimmte zu. Mit diesem Schockelement wollten wir für unsere historisch einmalige Gartenstadt kämpfen.
Unsere Zivildienstleistenden errichteten das Mahnmal am 26. April 1997 – auf den Tag genau neunzig Jahre nach Baubeginn der Gartenstadt.
Zur gleichen Zeit stellte die TLG die neuen Käufer vor: die Spekulaten. In der Kirche fand die feierliche Bekanntmachung statt. Der Landeskonservator Dr. Karg, Thilo Sarrazin als neuer Chef der TLG sowie die Käufer waren anwesend. Letztere verkündeten großspurig: »Heute ist der Beginn der Auferstehung von Alt-Marga.«
Alle dachten, nun geht es los. Aber das Geschäft platzte. Ich vermute, die Käufer unterschätzten die Sanierungskosten. Daraufhin verklagten sich die Parteien gegenseitig. Marga stand wieder zum Verkauf.
Nach einem dreiviertel Jahr änderte

sich die Geschäftspolitik der TLG. Zu unser aller Freude stand die Gartenstadt ganz oben auf der Sanierungsliste.
Mit Beginn der Sanierung am 3. Juni 1998 hatte das Kreuz seinen Zweck erfüllt. Nun sollte gebührend gefeiert werden – mit einem großen Volksfest auf dem Marktplatz, ohne Kreuz! Ein Spaßvogel hatte zwischenzeitlich ein Storchennest auf das Kreuz montiert und einen Plastikstorch hineingestellt. Beim Abbau fiel der Storch aus dem Nest und brach sich das Genick.
Marga entwickelte sich zur größten Handwerkerbaustelle Brandenburgs, in die zwei Jahre lang wöchentlich fast eine Million D-Mark investiert wurde. Das Ergebnis der denkmalgerechten Sanierung bewundern heute nicht nur die Bewohner, sondern auch die Besucher unserer Gartenstadt.

Die Zwillinge Christina und Ilona Nicklisch

»Vom Polstern und der Politik«

Ilona Nicklisch

Meine Schwester Tina und ich stammen nicht von hier, sondern aus Wormlage. Unser Vati ist dagegen ein waschechter Briesker.
Als gelernter Polsterer ging er auf Wanderschaft und traf dabei in Wormlage unsere Mutti. Er versprach, ihr eine schöne Herrencouchgarnitur anzufertigen, mit großen Clubsesseln. Die Heirat fand statt, bald darauf kam unsere Schwester Bärbel zur Welt, Christina und ich folgten sechs Jahre später. Nur mit den Möbeln ließ mein Vater auf sich warten. Die lieferte er erst 25 Jahre später. Zur Silberhochzeit!

Christina Nicklisch

Unsere Großeltern besaßen in Brieske ein kleines Siedlungshäuschen mit großem Garten, Feld und Wiese. Als sie starben, waren Ilona und ich gerade zwölf Jahre alt.
Unsere Eltern planten, dorthin zu ziehen und fragten uns, was wir davon hielten. Ilona und ich waren überhaupt nicht begeistert. Mit all unserer Energie stemmten wir uns dagegen. Unsere Eltern beschlossen den Umzug trotzdem und wir fügten uns schweren Herzens.
Kurz darauf erfolgte unser erster Auftritt in der neuen Heimat: Es galt, den ersten Schultag der sechsten Klasse zu überstehen. Früh am Morgen trat die gesamte Schülerschaft zum Fahnenappell an. Wir beiden Neuen fielen auf: »Ach, die Brillenschlangen sind da!«
Mit mir hatten sie genau die Richtige erwischt. Die Hänselei konnte ich nicht stehen lassen. Ich war schon damals um keine Antwort verlegen. Ilona hielt mir den Rücken frei. Es gab einen Schlagabtausch – nicht nur mit Worten. Danach waren die Fronten geklärt. Wir behaupteten uns. Bald traute sich keiner mehr, uns einen Spruch aufzudrücken. So, wie wir uns in der Schule gemeinsam durchsetzten, arbeiten wir auch heute noch zusammen: Wir sind ein Team.
Mit dem Schulabschluss in der Tasche wollten wir studieren. Allerdings engagierten wir uns stark in der Kirche. Das war ein Hindernis.
So machten wir den Facharbeiter in Kraftwerkstechnik und begannen, im Kraftwerk Brieske zu arbeiten. Unsere Qualifikation zum Meister in der Wasseraufbereitung im berufsbegleitenden Fernstudium bezahlte der Betrieb. Als Frauen wurden wir in der DDR gefördert.
Mitten in unser Meisterstudium fiel die Wende. Zu unserem großen Glück finanzierte der Betrieb dennoch die Ausbildung bis zum Abschluss im Jahr 1991. Die Klassen nach uns mussten bereits fünfzehntausend Mark in ihre Meisterausbildung investieren. Unsere Dankbarkeit zeigten wir, indem wir diszipliniert unsere Arbeit erledigten.

Unsere Kindheit verbrachten wir gemeinsam mit unserer fünfzehn Jahre älteren Schwester Renate, die Mutti mit in die Ehe gebracht hatte, in Wormlage.

Ilona Nicklisch

Der Mauerfall kam für mich überraschend. Nach meiner Schicht in der Turbinenabteilung ging ich pünktlich nach Hause, um meine Lieblingsserie »Dallas« zu schauen. Doch als ich den Fernseher anmachte, liefen die Nachrichten. Ich fragte mich: »Was quatschen die von wegen: Die Grenzen sind auf!« Das interessierte mich nicht und ich schaltete das Gerät ab. Erst am nächsten Morgen realisierte ich, was die Nachricht bedeuten könnte.
Sorgen machte ich mir um die Arbeit im Kraftwerk. Kollegen wurden entlassen. Wer blieb, erhielt weniger Lohn als zuvor. Wir beschlossen: »Trotz allem wollen wir bis zum Schluss unsere Arbeit ordentlich machen.«
In den letzten Monaten arbeiteten wir oft zwölf Stunden am Tag, weil die Arbeitskräfte fehlten. Im November 1999 wurde ich dreißig Tage am Stück im Kraftwerk eingesetzt.
Nach der Schicht ging ich nach Hause, fütterte das Vieh, schlief und kehrte nach dem Aufstehen zurück zum Arbeitsplatz. Wenn ich an diese Zeit denke, frage ich mich, wie wir das schafften. Zumal auch unsere Kinder versorgt werden mussten. Oft half unsere Schwester Bärbel, die arbeitslos wurde.

Christina Nicklisch

Bis das Kraftwerk im Jahr 2000 abgefahren wurde, blieben Ilona und ich als Jüngste im Dienst. Anschließend setzten wir uns wieder auf die Schulbank. Wir lernten im Direktstudium alles über Finanzen, Management, Buchhaltung und Steuerrecht. Dieser Lehrgang brachte uns in die Zukunft. Heute führe ich meinen eigenen Finanzdienst, bin selbstständige Maklerin im Finanz- und Versicherungswesen. Ilona ist in der Firma als Buchhalterin angestellt.
Während unserer Fortbildung kamen wir jeden Tag am Kraftwerk vorbei und sahen, wie unsere ehemaligen Kollegen ihre eigene Arbeitsstelle abreißen mussten. Das war schlimm. Viele Tränen flossen. Ich bewundere die Kollegen bis heute für ihr Durchhaltevermögen und ihre Courage.
Schon zwei Jahre zuvor, 1998, wurde ich zur Bürgermeisterin von Brieske gewählt – nachdem ich bereits sieben Jahre in der Gemeindevertretung tätig war. Das verdanke ich Monika Auer. Sie animierte mich, dieses Ehrenamt für Brieske zu übernehmen. Politik interessierte mich ohnehin. Der Zustand von Brieske trug zu meiner Entscheidung bei.

Ilona Nicklisch

Bei uns macht keine was alleine. Ich folgte Tina und brachte mich in der Gemeindevertretung ein. Bis heute engagieren wir uns, um unser geliebtes Brieske voranzubringen. Christina ist die Managerin, die am Schreibtisch sitzt, und ich ihre ausführende Hand.

Christina Nicklisch

Auch wenn ich mittlerweile sagen kann, dass ich sehr gern Ortsvorsteherin von Brieske bin, haderte ich in den ersten Jahren mit meinem Entschluss. Immer wieder fragte ich mich: »Du hast einen super Job. Warum tust du dir das nebenbei ehrenamtlich an?«
Ich hatte die Herausforderung angenommen, sie überforderte mich jedoch anfangs. Ich musste mich als Neuling unter den Bürgermeistern der fünf Gemeinden behaupten, aus denen die Amtsgemeinde »Am Senftenberger See« bestand.

Zum Glück stand Peter Gallasch, der Amtsvorsteher der Gemeinde, an meiner Seite. Wir ergänzten uns gut, er wurde mein Vorbild. Peter konnte mit seiner nüchternen, ehrlichen Art wunderbar mit Leuten umgehen. Die schwierigsten Themen erklärte er gut verständlich und verzichtete dabei auf Bürokratendeutsch.

Er brachte mir zudem das Projekt »Wohnen am Werk« nahe. Dessen Kern bildete zunächst ein Runder Tisch, welcher die Frage zur Sanierung der Gartenstadt Marga klären sollte. Die ehemalige Werkssiedlung befand sich in einem sehr schlechten Zustand und sollte denkmalgerecht wiederhergestellt werden.
Das Projekt machte mir bewusst, wie es wirklich um Brieske stand. Die Gartenstadt verfiel.
Als die Treuhand-Liegenschaftsgesellschaft (TLG) die Sanierung übernahm, verordneten wir als Gemeinde einen kompletten Leerzug. Mir war dabei mulmig zumute. Aber die Gebäude mussten von Grund auf entkernt werden. Deshalb konnten die Bewohner nicht bleiben.

Während der Umbauarbeiten kam es hin und wieder zu Pfusch. Teilweise trafen wir falsche Entscheidungen, ein Gebäude zu erhalten oder abzureißen.
Im Großen und Ganzen wurde »Wohnen am Werk« jedoch zu einem Erfolg für Brieske. Ich bin sicher, das Projekt brachte die Weiterentwicklung unseres Ortes entscheidend voran.
So erzähle ich es heute auch den Besuchern, die sich die Gartenstadt-Ausstellung neben der »Kaiserkrone« ansehen: »Wir hatten eine Ruine und machten daraus ein Kleinod. Das kann uns keiner mehr nehmen.«
Die Touristen sind begeistert von unserem Engagement und sagen: »Solche Leute wie euch könnten wir auch bei uns gebrauchen.«

Ilona Nicklisch

Ich erzähle den Touristen, dass es dafür nur die richtige Einstellung braucht. Christina und ich reden mit den Menschen, wir hören ihnen zu und kümmern uns um den Ort. Zum Glück sind wir nicht die Einzigen. Viele hier engagieren sich sehr für Brieske.
Bei einigen Entscheidungen handelten wir zu gutgläubig. Wir dachten, wir tun den Einwohnern etwas Gutes und stellten hinterher fest: Sie sehen das ganz anders. Da hilft nur, die Dinge auszuprobieren.

Christina Nicklisch

Oft halfen mir die Gespräche mit Peter Gallasch.
Zu Beginn meiner Amtszeit gab es keine Handys, wir trafen uns ständig und unterhielten uns persönlich. Wenn Peter etwas durchsetzen wollte, stieg er ins Auto und fuhr los. Richtung Potsdam. Über seinen Fahrstil sagten wir Kollegen: »Ein Rennfahrer ist nichts dagegen. Wenn du schnell irgendwo sein willst, fahr mit Peter.«
Die Verhandlungen in der Landeshauptstadt verliefen meist erfolgreich. In einigen Fällen jedoch fielen uns die Entscheidungen nicht leicht. Der Beschluss, Brieske an Senftenberg anzugliedern, bereitete uns Kopfzerbrechen. Dennoch gab es meiner Meinung nach keine Alternative. Wir wollten unsere Straßen erneuern und Marga sanieren. Dafür brauchten wir den finanziellen Rückhalt der Stadt.

Anders verhielt es sich bei der Neupflasterung des Marktplatzes.
Wir gewannen einen Wettbewerb der Bayer AG. Damit standen uns 300 000 D-Mark für die Umbauarbeiten zur Verfügung. Der Entwurf mit Jugendstiladaptionen stand, alles schien geklärt. Doch dann mischte sich der Landeskonservator des Landes Brandenburg ein. Er forderte eine denkmalgerechte Sanierung: »Wenn ihr das nicht macht, werdet ihr als Gemeindevertreter finanziell zur Verantwortung gezogen. Außerdem bekommt ihr von mir keine Unterstützung für die Sanierung der Gartenstadt.«
Der Platz war bereits eingerissen, die Gemeinde in Befürworter und Gegner gespalten, die Medien berichteten. Kurz: Eine Entscheidung musste her. Wir ruderten zurück und ließen den Markt mit Granitsteinen pflastern. Diese Geschichte zeigte mir erstmals, wie wenig Einfluss wir Lokalpolitiker am Ende doch besitzen.

Ilona Nicklisch

Gerade in den ersten Jahren nach der Wende ließ sich noch einiges bewegen. Die Jahre des Sturm und Drang, sage ich dazu. Wir handelten mit viel Eigeninitiative. Oft stellte sich erst im Nachhinein heraus, ob die Entscheidung, die im Gemeinderat gefällt wurde, richtig war.
Wir machten auch Fehler. Vor allem wegen des Abrisses des alten Stadions kommen mir immer wieder Zweifel. Die Menschen aus dem Ort verbanden mit der Sportstätte viele Erinnerungen. Viele der »Alten« hatten sie in freiwilligen Aufbaustunden mitgestaltet. Unser Vater organisierte dort Events und half, wo er konnte. Würde er noch leben, wäre er sicher traurig über den Verlust.

Christina Nicklisch

Unser Vater hatte sich immer Jungs gewünscht. Als Polsterer wollte er sein Wissen an einen männlichen Nachfolger weitergeben, doch dann bekam er uns. Wir waren zwar zwei Büchsen, aber verhielten uns wie die wildesten Kerle. Ilona und ich fuhren Moped, Motorrad, Auto. Wir liebten Rennmaschinen und besaßen ein Händchen für alles Praktische. Besonders Ilona ist handwerklich begabt.

Ilona Nicklisch

Vati zeigte meiner Schwester Bärbel und mir in seiner Werkstatt, wie die Polsterei funktionierte. Er betonte zwar: »Das ist ein schwerer Job, ihr solltet das nicht lernen«, brachte uns aber alles von der Pieke auf bei. Dadurch weiß ich, wie viel Arbeit es macht, ein Möbelstück herzustellen. Wenn ich im Einrichtungsladen jemanden sagen höre: »Ist das teuer!«, erwidere ich: »Eigentlich ist es gar nicht bezahlbar, wenn es von Hand hergestellt werden soll.«
Heute betreibe ich die Polsterei als Hobby. Wenn Freunde und Bekannte zu mir kommen, helfe ich gern. Hauptberuflich könnte ich mir das nicht vorstellen. Stattdessen fanden wir eine andere Verwendung für die Werkstatt.
Ich beschloss sie als kleine Gaststätte umzubauen. Unsere Nichte Roxana übernahm die Bewirtschaftung. Sie ist eine wunderbare Kuchen und Tortenbäckerin und verwöhnt ihre Gäste liebevoll mit allerlei Speisen. Heute ist unser Café Roxy nicht nur ein Anlaufpunkt für Touristen, sondern kommt auch bei den Brieskern selbst gut an. Einmal mehr haben wir gemeinsam aus alt neu gemacht und zum Wohle der Bürger und Gäste einen Ort des gemütlichen Zusammenseins geschaffen.

»Vereinsleben in Marga – Unser Sprung von der Schippe

Walter Karge

Die Welt will sich beschäftigen! Wenn Menschen einen gewissen Grad an Wohlstand erreichen, wenn sie Freizeit haben und einen Ausgleich zum Arbeitsleben brauchen, finden sie sich in Vereinen zusammen. So nahm das Vereinsleben in der Lausitz Fahrt auf, als mit der Jahrhundertwende die Kohleindustrie in unsere Gegend kam.
Die ILSE Bergbau AG setzte sich von Beginn an dafür ein, dass ihre Arbeiter ein gutes Lebensumfeld vorfanden. Dafür errichtete sie die Gartenstadt Marga, welche repräsentativ für die fortschrittliche Entwicklung stand. Sportstätten wie der Fußballplatz entstanden, Gaststätten sowie Vereinshäuser reihten sich bald auch in Senftenberg aneinander. Die Menschen gingen raus! Tagsüber auf die Speedway-Sandbahn, auf der regelmäßig Motorsportrennen stattfanden, und nachts in die Kneipen. Ich nenne diese Zeit die Goldenen Zwanziger von Marga.

Peter Pohle

Zu dieser Zeit spielte der Fußball schon eine entscheidende Rolle im Ort. Der Sportverein »Grube Marga« gründete sich am 19.01.1919. Aber auch die Feuerwehr, der Gesangsverein, das Rote Kreuz und der Spielmannszug wurden aktiv. Es gab eine Blaskapelle, den Kriegerverein und die Frauenhilfe.
Die Vereine waren wichtig für den Ort. Nach Kriegsende wurden sie rasch wieder aufgebaut und neue Vereinigungen kamen hinzu.

Regina Domann

Mein Vater gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Bergarbeiterchors, der sich schon 1911 zusammenschloss. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg trafen sich alle Männer, die etwas auf sich hielten, einmal wöchentlich im Klubhaus »Kaiserkrone« zur Probe. In der Hochzeit des Chors kamen über vierzig Sänger zusammen: vom Geschäftsmann bis zum Gärtner.
Auch meine zwei älteren Brüder Werner und Arno Riska sangen mit. Bei uns zu Hause stand der Chor an erster Stelle, erst danach kam die Familie. Ich wuchs mit ihm auf, begleitete meine Brüder und meinen Vater zu den Proben und Auftritten. Mitsingen durfte ich als Mädchen nicht. Es handelte sich um einen reinen Männerchor, einen der besten in der Umgebung.

Mein Vater hatte eine sehr tiefe Stimme. Einer der Dirigenten, die ihn für Solos anfragten, bezeichnete sie als schönen russischen Bass. Auch meine Brüder sangen in ähnlichen Tonlagen. Werner, mein ältester Bruder, sollte eine Sängerausbildung erhalten. Der Krieg kam dazwischen. Mit siebzehn Jahren wurde er eingezogen. Als er zurückkam, fehlten ihm die Möglichkeiten und das Geld.
Arno singt noch heute im Chor. Lange Zeit moderierte er die Auftritte. 2014 gab er die Tätigkeit auf.
Dem Chor der Bergarbeiter Brieske e.V. gehörte in der »Kaiserkrone« ein eigenes Traditionszimmer. In Vitrinen wurden die vielen Schätze und Trophäen präsentiert, die der Chor bei Wettbewerben im ganzen Land gewonnen hatte. Noch heute betreut und archiviert mein Bruder Arno die Bestände. Dabei ist er inzwischen 84 Jahre alt.
Die Mitgliedschaft im Chor wurde in vielen Familien über Generationen hinweg aufrecht erhalten. Mittlerweile fehlt jedoch der Nachwuchs. An Zuhörern mangelt es dem Bergarbeiterchor dagegen nicht. Beim Adventskonzert der Kirchengemeinde war das Gotteshaus rappelvoll. Da wurde mir, wie immer wenn ich den Bergarbeiterchor höre, ein bisschen wehmütig zumute.

Dörte Matthies

Seit meinem zehnten Lebensjahr spielte ich im Fanfarenzug des BKK Senftenberg. Durch Werbung in der Schule wurde ich auf den Verein aufmerksam. Bald machte die halbe Klasse mit.
Wir reisten durch die ganze Republik, spielten bei großen Veranstaltungen, wie dem Jugendfestival von 1984 in Berlin, und genossen die schöne Zeit.
Anfang der Neunzigerjahre gründete sich in Brieske der Verein »Birkchen«. Dort arbeitete ich bis 1997 als ABM-Kraft. Ich betreute die Arbeitsgemeinschaft Fanfaren, die als Außenstelle des Fanfarenzugs Großräschen aufgebaut wurde. Im Jahr 2004, nachdem es einige Unstimmigkeiten in der musikalischen Ausrichtung gab, stieg ich aus. Was sollte ich jetzt mit meiner Freizeit anfangen? Freunde kamen auf mich zu und fragten: »Wollen wir nicht selber etwas auf die Beine stellen?«
Feuer und Flamme für diese Idee, dachte ich sogleich ans »Birkchen« und sprach Wolfgang Wache, meinen ehemaligen Vorgesetzten und Vorsitzenden des Vereins, an. Unter dem Dach des »Birkchens«, im Haus an der Straße der Jugend, wollten wir den neuen Fanfarenzug ansiedeln. Dort standen Räume zum Proben zur Verfügung. Schließlich ging alles ganz schnell und wir stampften die »Marga Fanfaren« aus dem Boden.
Dreizehn Spielleute kamen zusammen, acht davon konnten ein wenig spielen, der Rest arbeitete sich ein. Instrumente liehen uns Vereine aus der Umgebung. Schon Ende 2005 traten wir zum ersten Mal auf. Die offizielle Gründung gaben wir erst am 27.05.2006 bekannt – bei der Hundertjahrfeier der Grube »Marga«.
Heute absolvieren wir etwa dreißig Auftritte im Jahr. Wir sind bei vielen regionalen Veranstaltungen dabei: beim Maibaumsetzen, dem Zapfenstreich im Amphitheater Senftenberg, beim Niederlausitzer Musikfest. Unsere junge Truppe ist bunt gemischt, der Jüngste ist sechs, das älteste Mitglied sechsundvierzig Jahre alt. Ganze Familien spielen bei uns mit. Meist fangen die Kinder an. Dann stehen plötzlich die Eltern da und sagen: »Eigentlich könnte ich doch auch mitmachen. Ehe ich hier bloß rumsitze und auf mein Kind warte.« Mit ihren dreißig Jahren lernen sie bei uns noch ein Instrument zu spielen.

Schon 2007 zählten wir zirka dreißig Mitglieder. Da beschloss Wolfgang Wache das Haus aufzugeben und sich auf das Nachwuchsliteraturzentrum zu konzentrieren.
Für uns kam dies einer Katastrophe gleich. Wir brauchten die Räumlichkeiten und verteidigten das Gebäude bei der Mitgliederversammlung. Mario Roth und ich beschlossen gemeinsam den Vorsitz des Vereins zu übernehmen. Wir wollten das Gebäude für die gemeinschaftliche Nutzung erhalten.
Die Verwaltung des Hauses fällt nun zu großen Teilen auf mich zurück. Die Aufgabe versuche ich ehrenamtlich neben meinem Beruf zu bewältigen. Sauber machen, Reparaturen ausführen, Termine organisieren: Wenn ich mir damit die Abende um die Ohren schlage, reicht es mir zuweilen – da könnte ich alles hinschmeißen. Was mich wieder aufbaut, sind die Proben und Auftritte mit den »Marga Fanfaren« sowie der Umgang mit den Kindern und Jugendlichen. Sie halten mir vor Augen, warum ich diese Arbeit gern tue.
Das »Birkchen« zu erhalten, wird allerdings immer schwieriger. Die einzige bezahlte Stelle wurde gestrichen. Das Jugendamt übernahm die Finanzierung nicht mehr, da wir das Gebäude der Stadt zurückgeben wollten. Pläne dazu bestehen. Die Stadt hatte die Idee, das Gebäude des »Birkchens« als Bürgerhaus zu nutzen. Passiert ist lange Zeit nichts. Als wir Ende 2014 signalisierten, dass wir ohne finanzielle Unterstützung Insolvenz anmelden müssen, übernahm die Stadt Senftenberg die Betriebskosten. So konnten wir eine Zahlungsunfähigkeit abwenden. Die Frage nach der Nutzung als Bürgerhaus bleibt weiterhin offen.

Maria Lehmann

Auch mein Keramikzirkel ist im »Birkchen« angesiedelt. Die Uneinigkeiten mit der Stadt bekomme ich hautnah mit. Eigentlich müsste das Haus gründlich renoviert werden. Dafür ist jedoch kein Geld vorhanden. So sammeln wir selbst Spenden, um unsere Räumlichkeiten ein wenig gemütlicher zu gestalten. Der Bürgermeister versprach uns einen tollen Umbau, nun fangen wir schon einmal alleine an.
Dass es den Keramikzirkel gibt, verdanken wir Gerhard Rückert. Im Fernstudium an der Dresdner Kunsthochschule hatte er das Töpfern gelernt. 1964 baute er im Klubhaus »Kaiserkrone« den Zirkel auf. Er brachte mir die ersten Töpferhandgriffe bei. In Hohenleipisch ließ ich mich im Töpferhandwerk weiterbilden. Das Kreiskulturkabinett bezahlte die Ausbildung.
Zum Brennen der Tonfiguren und Reliefs stand uns in Marga zu Beginn lediglich ein kleiner Muffelofen zur Verfügung. In ihm wurden ursprünglich Zahnprothesen gebrannt. Entsprechend klein war die Öffnung, durch die wir unsere Stücke in den Ofen stellten. Auch beim Ton improvisierten wir. Zu DDR-Zeiten gab es das Töpfermaterial kaum im Laden zu kaufen. So besorgten wir es uns direkt von der Halde in Lichterfelde oder Großräschen. Mit Spaten und Eimer zogen wir los. Um das Material verarbeiten zu können, schlemmten wir es ein, stampften und schlugen es.
Der Zirkel entwickelte sich und unsere Arbeiten wurden immer besser. Schließlich erhielten wir sogar Aufträge für die »Messe der Meister von Morgen«. Besonders stolz waren

wir auf unseren großen Bergmanns-Leuchter, der dort ausgestellt wurde. Ein Junge aus dem Kinderzirkel erhielt eine besondere Ehrung: Für einen Hahnübertopf zeichnete ihn der Außenminister der SU höchstpersönlich aus. So töpferten wir nicht nur zum Vergnügen!
1970 übernahm ich die Leitung des Zirkels und führte bis zur Wende Kinder- und Erwachsenenkurse durch. Besonders viel Spaß machte mir die Arbeit mit den Kindern. Mit der Wiedervereinigung blieben sie dem Zirkel fern, da ihre Eltern nun für Mitgliedsbeiträge und Materialkosten hätten aufkommen müssen.
Dennoch besteht der Keramikzirkel bis heute – wenn auch fast ausschließlich aus Erwachsenen. An jedem Montag treffen wir uns im »Birkchen« und töpfern auch heute nicht nur zum Spaß. Unsere Handwerkskunst verkaufen wir auf Weihnachtsmärkten und Stadtfesten. Den Erlös investieren wir in Töpfermaterialien und die Renovierung unserer Räume im »Birkchen«.
Mit meinen siebzig Jahren wird mir die Arbeit im Zirkel allerdings langsam zu viel. Dieses Jahr werde ich kürzer treten.

Peter Pohle

Wir bleiben leider nicht ewig jung. Das musste ich erst lernen. Im Alter von 35 Jahren begann ich mit dem Laufen. 1980 fing ich bei der Betriebssportgemeinschaft (BSG) Schipkau mit der Leichtathletik an und nahm lange Zeit an Marathonläufen teil. Vor zwölf Jahren machten meine Beine nicht mehr mit und ich hing den Sport an den Nagel.
Allerdings sorgte ich früh für Nachwuchs. Als ehemaliger Bezirksmeister meiner Altersklasse gelang es mir, meine zwei Töchter für den Sport zu begeistern. Sie entschieden sich für die Leichtathletik und gingen auf die Kinder- und Jugendsportschule Cottbus. Meine ältere Tochter Ines startete für den SC Cottbus und trainierte sogar mit Kerstin Hoffmeister, einer großen Nummer im Laufen. Ines nahm an Wettkämpfen in der Sowjetunion und in Polen teil. Ein Unfall setzte ihrer Karriere im Leistungssport abrupt ein Ende.
Dennoch kümmerte sich die Sportschule weiterhin gut um sie, setzte sich für sie ein und ermöglichte ihr, in Dresden Medizin zu studieren. Heute hat sie eine eigene Praxis in Berlin.
Meiner jüngeren Tochter Jana erging es ähnlich. Auch sie besuchte die Sportschule, konnte ihre Laufbahn nach einem Zeckenbiss jedoch nicht fortsetzen. Die Schule ermöglichte ihr die Ausbildung zur Krankenschwester. Inzwischen arbeitet sie seit 22 Jahren auf der Intensivstation.
Die Betreuung in der Sportschule war beachtlich, die Schülerinnen und Schüler bekamen gutes Essen, tolle Trainingsbedingungen und konnten reisen. Dafür mussten sie jedoch viel leisten. Wenn die Ergebnisse nicht stimmten und der Wettkampf schief lief, gab es Ärger mit den Trainern: »Was macht ihr den ganzen Tag lang! Was trainiert ihr? Wir stecken alles in euch rein und dann?« Auch die schulischen Erfolge spielten eine wichtige Rolle: Passten die Noten nicht, musste der Schüler mit dem Sport aufhören.

Walter Karge

Der Einfluss der ILSE AG hatte dazu geführt, dass Senftenberg wirtschaftlich und sportlich lange Zeit im Schatten Brieskes stand. Die ILSE stellte eine

Macht dar. Die DDR knüpfte an die Idee, den Sport durch die Betriebe zu fördern, an.
Mit der Bildung des BKK Senftenberg wurden die Sportvereine beider Orte zusammengeführt. Über 3500 Mitglieder zählte der neue Verein. In meiner aktiven Zeit als Boxer beim SC Aktivist Brieske-Senftenberg erhielt ich das Privileg, um zwölf Uhr den Arbeitsplatz verlassen zu dürfen, da um fünfzehn Uhr das Training begann. Natürlich gab es Ausnahmen. Wenn der Meister sagte: »Pass auf Sportler, jetzt haben wir Großreparatur!« musste ich am Platz bleiben.
Zu Beginn der Sechzigerjahre regte sich Unmut in Brieske und Senftenberg. Die Politik fasste den Beschluss, den Leistungssport in den Bezirksstädten anzusiedeln. Die besten Athleten gingen daraufhin zum SC Cottbus. Unsere Region verlor ihre sportlichen Leistungsträger.
Die organisierte Nachwuchsförderung in der DDR trug ebenfalls dazu bei, dass Brieske an Bedeutung für den Sport verlor. Systematisch wurde in den Sportgemeinschaften nach Talenten gesucht. Kreissportlehrer besuchten sie im Auftrag des deutschen Turn- und Sportbundes, vermaßen die Kinder und prüften, für welche Disziplin sie sich eigneten. Ihre anschließende Ausbildung absolvierten sie an der Kinder- und Jugendsportschule in Cottbus.

Peter Gallasch

Das BKK förderte die Vereine. In der Regel wurden Betriebs- und Sachkosten übernommen: Strom, Wasser, Wärme und Miete für das Betriebskulturhaus »Kaiserkrone«. Mit der Privatisierung des BKK endete diese Unterstützung 1990 schlagartig.
Der Gemeinde Brieske – mit ihren zweitausend Einwohnern – wurden alle Gebäude und Sportstätten, die für die Wirtschaftsbetriebe nicht notwendig waren, kostenlos übertragen. Darunter die »Kaiserkrone«, ein denkmalgeschütztes, sanierungsbedürftiges Gebäude mit fünftausend Quadratmetern Fläche.
Die meisten Briesker Vereine hatten in diesem Haus ihr Domizil. Deshalb war sein Erhalt politisch erklärtes Ziel der Gemeindevertretung. Allein die auflaufenden Betriebskosten zwangen die Gemeindevertretung umzudenken. Die Heizungsanlage befand sich noch auf dem Stand von 1911 und verschlang in den Wintermonaten 1990 knapp sechstausend D-Mark. Bis auf die Gaststättenräume, für die eine Pächterin gefunden werden konnte, wurde das Gebäude von allen Versorgungsleistungen getrennt.
Für die Vereine versuchten wir rasch, räumliche Alternativen bereitzustellen. Der Bergarbeiterchor kam zeitweilig in der Schule unter, später im Hotel »Marga«. Andere Gruppen vermittelten wir an das »Birkchen«. Trotzdem beklagten viele Vereinsmitglieder den Umzug aus der »Kaiserkrone« als Verlust für ihre Vereinskultur. Eine Alternative zu diesem radikalen Schritt gab es zum damaligen Zeitpunkt jedoch nicht.
Dank der großzügigen finanziellen Unterstützung des Landes Brandenburg und der Agentur für Arbeit konnten wir die Gebäudehülle, bestehend aus Dach, Fenstern, Türen und Fassade, denkmalgerecht für zwei Millionen D-Mark sanieren. Über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) fanden fünfzehn Männer und Frauen Arbeit. Ein Jahr lang entkernten sie das

Gebäude von Grund auf und schufen damit beste Voraussetzungen für eine spätere Nachnutzung.

Als Bürgermeister bereiteten mir verschiedene Dinge schlaflose Nächte: der Aufbau der kommunalen Selbstverwaltung nach bundesdeutschen Gesetzen und die damit einhergehenden Weiterbildungen, aber auch die Zukunft unseres Fußballvereins Aktivist Brieske-Senftenberg. Er bildete das überregionale Aushängeschild der Gemeinde. Die erste Männermannschaft spielte in der Amateuroberliga und alle Spielklassen bis hinunter zur E-Jugend wurden betreut. Der Verein zählte über fünfhundert Mitglieder.
Mit der Wende brach von einem Tag auf den anderen der Hauptsponsor, das BKK, weg und die Gemeinde saß auf den Kosten. Die Ausgaben für die zwei angestellten Platzwarte konnten wir gegenüber den anderen Vereinen nicht vertreten.
Der Verein betrieb bis 1990 kostenfrei eine beheizbare Traglufthalle, in der die Spieler im Winter trainierten. Die Schule besaß hingegen keine Turnhalle. So vereinbarten wir eine Kooperation. Fortan absolvierten die Kinder den Sportunterricht bei schlechtem Wetter in der Traglufthalle.
Im Winter des Jahres 1990/91 herrschten allerdings so eisige Temperaturen in der Halle, dass sich die Eltern der Schulkinder beschwerten. Eine Überprüfung ergab, dass es bei einer Außentemperatur von Minus vierzehn Grad in der Halle selbst nur zwei Grad wärmer war. Dabei zahlten wir als Gemeinde tausende Mark an Heizkosten. Uns blieb nichts anderes übrig, als die Halle zu schließen. Es geht bis heute ohne.
Obwohl mit der Deutschen Einheit ein Umdenken bei den Vereinen einsetzte und sie sich seither selbst um ihre Finanzierung bemühen, wandten sich viele von ihnen an mich als Bürgermeister und später als Amtsdirektor. So baten mich die Fußballer oft, bei der Sponsorensuche behilflich zu sein: »Geh doch mal zu Hennig, dem Chef der Laubag und versuche, unsere Trikotwerbung für dreißigtausend DM zu verkaufen!«
In seinem Büro angekommen, erklärte ich ihm mein Anliegen. »Herr Gallasch, schauen Sie«, sagte er und zeigte auf die Bezirkskarte. »Das ist alles unser Revier. Wie soll ich da jeden Verein unterstützen? Über ein paar Fußbälle können wir reden.«
Egal ob Sponsorensuche, Trikotwerbung oder neue Ausrüstung, es deprimierte, das nötige Geld einzusammeln, denn die meisten Betriebe und Gewerbetreibenden kämpften ums eigene Überleben. Wir packten es dennoch. Die Vereinsführung hatte dabei einen nicht unbedeutenden Anteil.

Walter Karge

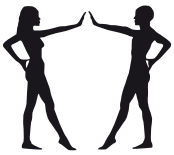
Mit der Wende mussten sich die Vereine finanziell neu orientieren. Der Sport stürzte ins Niemandsland.
Der Neuanfang führte dazu, dass der BSG Aktivist Brieske-Senftenberg in viele einzelne Vereine zerfiel. Von 2004 bis 2015 leitete ich den SV Senftenberg,

ein Nachfolgeverein des BSG. Momentan zählen wir um die 450 Mitglieder, die sich aus Keglern, Boxern, Radfahrern und Gymnastikgruppen zusammensetzen. Über die Bewirtung in der Sportlergaststätte versuchten wir ein wenig Geld zu erwirtschaften. Personell schafften wir es durch den Einsatz von ABM-Kräften und Teilnehmern des Bundesfreiwilligendienstes, die Pflege der Anlagen zu gewährleisten. Die Stadt unterstützt uns wo sie kann, stellt uns preisgünstig Räume zur Verfügung, am Ende aber finanzieren die Mitglieder ihren Verein selbst.
Auch wenn bis heute neue Sparten wie der Gesundheits- oder der Wassersport dazu gekommen sind, wird es immer schwieriger Nachwuchs zu finden. Die Kinder wollen sich nicht mehr schinden und sagen, wenn es mal regnet: »Dann bleib ich lieber zu Hause und spiele Computer.« Zum Glück trifft das nicht auf die Mehrheit zu.
Wir schimpfen zu oft über die jungen Leute. Wenn ich bei Wettkämpfen und im Training sehe, was sie alles leisten, merke ich: Der größte Teil ist völlig in Ordnung. Das macht mir Hoffnung, dass es für den Sport und das Vereinsleben in Marga auch in Zukunft weitergehen wird.

Peter Gallasch

Die »Kaiserkrone« ist heute privatisiert. Ein Glücksfall für das denkmalgeschützte Gebäude. Denn die Gemeinde wäre kaum in der Lage gewesen, das Innenleben für rund 4,5 Millionen D-Mark auf den neuesten Stand zu bringen.
Für unsere Vereine wünsche ich mir eine neue Heimstätte, ein zentrales öffentliches Gebäude, in dem sie eine zukunftssichere Bleibe finden. Wenn zudem ein kleines Café darin eröffnen würde, könnte ein solches Haus Touristen einen Anlaufpunkt bieten. Hier würden sich Einheimische und Gäste treffen und austauschen. Ob sich das »Birkchen« dafür eignet oder ob ein anderes Gebäude in Frage kommt, wird die Zukunft zeigen.

Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen,
wissen wir nicht, wohin wir gehen.



Erzählen Sie uns ihre Geschichte(n).
Wir schreiben sie auf
und machen ein Buch daraus.

IHR LEBEN ALS BUCH

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN
Schönhauser Allee 12 • 10119 Berlin
www.rohnstock-biografien.de
info@rohnstock-biografien.de
030 / 40 50 43 30

LAUSITZ
AN EINEN
TISCH

Impressum:

© Rohnstock Biografien, Berlin 2015

Herausgeber und Redaktion:
Rohnstock Biografien

Konzeptentwicklung:
Katrin Rohnstock

Fotos:
Sebastian Bertram, Detlef A. Hecht, Antje Käske, Rico Hofmann, Nepomuk Rohnstock

Umschlagfoto vorn:
Antje Käske

Umschlagfotos hinten:
Rico Hofmann

Layout und Satz:
Jan Schimmagk

Druck:
Druckerei Bunter Hund, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Das Projekt »Die Lausitz an einen Tisch« wird gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.

Margascher Erzählsalon

Die Beauftragte der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer

Gefördert durch:

Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

ROHNSTOCK
BIOGRAFIEN